

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Flammentöter.

Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)

Wellerkamp lag, die Arme unter dem Kopfe verschränkt, angezogen auf seinem Bett. Die Erregung zitterte noch in ihm nach, schlafen konnte er doch wohl nicht! . . . Also überlegt, was nun kommen mußte, er wußte ganz genau, was seine Erfindung wert war. Richtig angepackt, und die Millionenumsätze klapperten ein paar Jahre, — bis einer etwas noch Besseres erfand. Die Zeit mußte genutzt werden, besonders in der chemischen Industrie . . . Er lachte auf. Na, da erfand er etwas anderes! Er war doch keiner, der die Hände in den Schöß legte! . . . Und durch Schaden war er klug geworden! Das Pulverchen mußte ihn zum reichen Manne machen! . . . Möglichkeiten eröffneten sich ihm — Möglichkeiten —, mit der Hand fuhr er sich über die heiße Stirn . . . Bah, zuerst an sich selbst gedacht — und die Fäden fein und hübsch vorsichtig gesponnen! Er kam in die Jahre, er wollte wissen, wo er hingehörte, eine geordnete Häuslichkeit mit einer stillen, vernünftigen Frau haben, denn Spektakel machte er allein für drei! . . . Krohlow! . . . Da warf er sich auf dem Bett herum, nach der Wandseite! Wenn ihn nicht gerade der hierher geholt hätte! . . . Auf die Füße sprang er, riß sich die Sachen vom Leibe, goß sich kaltes Wasser über Kopf und Rücken, die halbe Stube stand unter Wasser, und dann lachte er übermütig . . . Geduld, Geduld, die Zeit heilt manchen Schaden, und ins Haus fiel er Klausner mit seiner Werbung nicht . . . Von heute auf morgen ließ sich das Pulverchen nicht vertreiben! Die nötigen Vorräte mußten hergestellt werden, das Patent erst herauskommen, die Reklame ihre Wirkung ausüben. Darüber ging mindestens ein halbes Jahr ins Land . . . Und welchem Weibe hätten Kiefenerfolge nicht imponiert? . . . Gott ja, er war ein ungehobelter Kerl, aber für die Menschheit doch ein bißchen viel mehr wert, als ein geschmiegelter und gebügelter Dugendleutnant! . . . Nur durfte die Trude nicht gar so schnell dem Krohlow in die Arme taumeln. Und dafür würde der Klausner auch nicht zu haben sein! Der war ein vorsichtiger Mitteleuropäer! Der winkte ab und sagte von ganz allein: Kinder haltet mir jetzt Ruh und Frieden! Blüht unser Weizen, dann wollen wir weiter sehen! . . . Und er riß natürlich von Zeit zu Zeit die Augenbrauen hoch und brennste harmlos: Herr Klausner, Herr Klausner, es macht sich ja, — aber ich meine, den Gewinn stecken wir vorläufig wieder in die Reklame und lassen noch ein Duzend Reisende los . . .

Er ging Mittag essen und stellte sich bereits um vier Uhr in der Klausnerschen Villa ein.

„Ich habe nämlich keinen Grund mehr, und trocken werden die Sachen wohl nun sein!“

Und sie waren es. Der Fabrikant stand mit offenem Munde vor einem Wunder. Er sagte zu den Seinen:

„Kinder, wahrhaftig, die Erfindung schlägt alle anderen Mittel! . . . Wenn sie nämlich preiswert und chemisch harmlos ist, Herr Wellerkamp!“

„Das zu beweisen würde jetzt unter vier Augen meine Aufgabe sein! . . . Es ist eine Vertrauenssache, Herr Klausner!“

Der hielt ihm die Hand hin.

„Wofür ich Ihnen zu danken habe, Herr Wellerkamp!“

Die Damen gingen. Ruhig, sachlich sagte der Flammentöter, aus welchen Bestandteilen das Waschpulver bestand, ein kleiner unschädlicher Zusatz — die Hauptsache — entfernte die Flecken so schnell und gab der Wäsche noch dazu das weiße Aussehen, als ob sie geblaut sei.

Der Fabrikant rechnete, sein Kopf schnellte in den Nacken, hochrot war sein Gesicht.

„So billig kann die Konkurrenz überhaupt ihre Waschpulver nicht herstellen!“

„Das ist ja der Hauptwitz dabei,“ meinte Wellerkamp mit größter Gemütsruhe.

Klausner schob den Stuhl zurück, ging, die Hände auf dem Rücken, erregt im Laboratorium auf und ab. Der Flammentöter blieb ruhig sitzen, rieb sich immer seine große Nase und sah zum Fenster hinaus . . . Wenn er jetzt dem Fabrikanten die Pistole auf die Brust setzte? . . . Günstig war die Gelegenheit — aber hundsgernein . . . Nein, das brachte er doch nicht fertig . . . Versuche widersteht man am besten, wenn man vor ihnen ausreicht.

Da stand er schon auf den Beinen.

„So, Herr Klausner! Ueberlegen Sie sich die Geschichte acht Tage! . . . Da haben Sie noch Pulver, probieren Sie weiter!“

„Aber da gibt's doch gar nichts zu überlegen!“

„Doch! . . . Und jetzt ist's schon in den Thüringer Wäldern, dort draußen die Frühjahrstürme, raus muß ich, ich klapp sonst zusammen! . . . Haben Sie einen Hundster zufällig bei sich, wäre ich für den dankbar. Mir wackelt der Kopf ein wenig auf den Schultern! Kein Wunder! . . . Also ich meld' mich wieder. Montag in acht Tagen, bis dahin stellen Sie Ihren Kriegsplan auf!“

Den Schein in der Hand, stürmte der Flammentöter die Treppen hinab, als säße ihm der Teufel im Genick.

Klausner stellte noch am selben Tage neue Waschversuche in seiner Villa an. Der alte, getreue Bordward wurde ins Vertrauen gezogen, Feuer und Flamme war er, als er den Erfolg sah.

Die Lene wusch mit, ihr gab es einen Weidenspaß, vor dem Buchhalter brauchte sie kein Blatt vor den Mund zu nehmen, der war immer ihr guter Freund gewesen. Eine große Schürze hatte sie umgebunden, eine alte Bluse mit Halbärmeln an, das Gesicht war von der Wäscherei gerötet, das Haar zerzaust, so tanzte sie im Zimmer umher.

„Hurra! Hurra! Der Flammentöter soll leben! Hoch! Hoch! Hoch!“

Borchardt stimmte ein, rückte an seiner Brille und schmunzelte.

„Herrn Wellerkamp sollten wir an die Kette legen, ganz fest. Was meinen Sie dazu, Fräulein Benchen?“

Die verstand ihren alten Freund, der sie schon als ganz kleines Kind auf den Knien gewiegt, und immer so hübsche Geschichten zu erzählen gewußt hatte, nur zu gut. Sie machte einen Plunsch, lachte dann hell auf und zog dann ein drolliges Gesicht.

„Es ist ein Unglück! Aber auf mich hat er's gar nicht abgesehen! . . . Auf die Trude!“

Die stampfte mit dem Fuße auf. Borchardt machte große Augen, und Klausners blickten verlegen zur Seite. Der Fabrikant wurde unwillig und verwies seiner Jüngsten solche Redereien. Der Buchhalter, der auch wußte, wie es um die Trude und den Leutnant Krohlow stand — Klausner schüttelte ihm immer sein Herz aus —, stand ganz verdommert da.

Am späten Abend, als die Töchter sich zurückgezogen hatten, brachte Frau Klausner das Gespräch auf Trude und Krohlow.

„Wie wir über diesen Punkt, den wichtigsten jetzt, am besten wegkommen, das macht mir Sorge!“

Der Fabrikant saß da, den Kopf gesenkt, und drehte sein Weinglas zwischen den Fingern, dann hob er den Kopf wieder.

„Was meinen Sie, Borchardt, ich geh' zu Krohlow und sag' ihm, wie die Dinge liegen! Mag der sich mit Wellerkamp aussprechen. Es ist der einzige, anständige Weg!“

„In erster Linie kommt's doch wohl darauf an, wie sich Fräulein Trude zu verhalten gedenkt,“ erwiderte Borchardt. Er bekam es mit der Angst, die schöne Erfindung könne einer anderen Fabrik zur Verwertung übertragen werden.

Klausner machte eine abwehrende Handbewegung.

„Gewiß, die jungen Leuten mögen allein mit sich fertig werden —, so oder so! Morgen mittag geh' ich zu Krohlow; wird das Pulver von uns verwertet, hab' ich's doch ihm zu verdanken! Keiner Tisch, und ein anständiger Mensch geblieben, das ist jetzt die Hauptsache!“

Als Krohlow am nächsten Vormittag vom Dienst kam, fand er einen Brief von Klausner vor, in dem ihm dieser mitteilte, daß er ihn mittags halb ein Uhr besuchen wolle. Der junge Offizier fiel aus allen Wolken. Er lief sofort hinaus zur Witwe Uhlmann und fragte nach Wellerkamp. Mit großem Wortschwall wurde ihm auseinandergesetzt, daß er verweist sei.

Krohlow machte sich seinen Reim. Also auf und davon!

„Und nun kam Klausner und las ihm die Leviten. Wellerkamp war sein schnoddriges Mundwerk durchgegangen, es hatte einen Krach gegeben — o, er konnte sich alles vorstellen! . . . Und er, der es gut gemeint hatte, stand da, blamiert bis auf die Knochen! . . .“

Feierlich, im Zylinder und Gehrock, erschien der Fabrikant. Mit rotem Kopfe begrüßte ihn Krohlow, ersuchte Platz zu nehmen.

„Ja, Herr Leutnant, so einen schweren Gang hab' ich noch niemals getan,“ begann Herr Klausner mit einem Seufzer.

Krohlow bat, sich ruhig anzusprechen, versicherte, daß er das Beste gewollt.

„Das hat mir Herr Wellerkamp durch seine Erfindung bewiesen!“

„Wie?“

Der junge Offizier saß da mit angehaltenem Atem.

Der Fabrikant setzte ihm auseinander, daß es sich um ein Millionengeschäft handle, verriet aber nicht, welcher Art die Erfindung sei.

Krohlow wurde es leichter ums Herz.

„Dann ist ja alles in schönster Ordnung! . . . Gott sei Dank!“

Nun kam die böse Viertelstunde! Mit Halbheiten war jetzt nichts getan! . . . Da saß er nun, ein alter Mann, und mußte dem, der ihm Gutes hatte erweisen wollen, bitter weh tun.

„Mein lieber Herr Leutnant, hat Ihr Freund Ihnen — Andeutungen gemacht über etwaige Hoffnungen?“

Krohlow sah die Welt im rosigsten Licht, ein vergnügtes Lächeln lag auf seinem frischen Gesicht.

„Das nicht, Herr Klausner, aber schließlich ist man doch nicht auf den Kopf gefallen! . . . Und Fräulein Vene täte wirklich ein gutes Werk, sie nähme diesen genialen Natur-

burschen in ihre energischen Hände. Da wird was Rechtes aus ihm!“

Herrn Klausner blieb der Mund offen stehen. Ganz dumm kam er sich vor.

„Die Vene? . . . Herr Leutnant, jetzt gilt es für mich, ehrlich zu sein! . . . Wir haben alle bei uns das Gefühl, es handelt sich um meine älteste Tochter!“

Krohlow griff sich nach dem Kopf. War das denn möglich? . . . Und die Trude? . . . Die Kefle war ihm wie zugeschnitten.

„Das wird ein Irrtum sein! . . . Muß einer sein! . . .“

Mit den Händen fuhr er nervös über den Tisch. „Natürlich ist's einer! . . . Und wenn es keiner wäre, dann käme es doch auch noch sehr auf Fräulein Trude an! . . . Ich glaube, ihr wollt vertrauen zu dürfen! . . . Ach Gott, mein, was red' ich überhaupt! . . . Jammersehade, daß Wellerkamp Hals über Kopf abgereist ist. Nicht einmal Wieu hat er mir gesagt! . . . Na ja, ungeschliffen war er immer reichlich! . . . Aber ein guter Kerl, Herr Klausner, . . . ein guter Kerl!“

Aus der Stottereier hörte der Fabrikant heraus, daß es Krohlow mit der Angst zu tun bekommen hatte. Er versuchte zu beruhigen.

„Das sind vorläufig wirklich alles nur Vermutungen! Meine Trude hat ihn nicht den kleinen Finger hingehalten! . . . Wer versehen Sie sich in meine Lage! Ich habe Ihnen dankbar zu sein, siehe vor einem geschäftlichen glänzenden Unternehmen, Sie sind die erfreuliche Ursache, und nun die Ungewißheit! . . . Aber ich werf' ihm seine Erfindung vor die Füße, wenn er etwa meine Trude sich zur Frau wünscht und sie ihn nicht haben will! . . . Das Ihnen zu sagen, bin ich gekommen! . . . Und meiner Tochter mach' ich jetzt den Kopf nicht heiß! . . . Sie werden es auch nicht tun, da bau ich felsenfest drauf! Was Sie für ein Mann sind, haben Sie mir bewiesen! Das weitere muß ich in Ihre Hände legen! Sprechen Sie sich gründlich mit Herrn Wellerkamp aus, den Sie doch bisher Ihren Freund genannt haben! . . . Leben Sie wohl, Herr Leutnant, und hoffentlich auf ein Wiedersehen, über das wir uns alle herzlich freuen können!“

Herr Klausner drückte Krohlow kräftig die Hand und ging.

Der junge Offizier stand mitten im Zimmer, wie erstarrt, und sah hinter dem Fabrikanten her. Bild reichte sich an Bild, blitzartig schnell. Er begriff. All die Andeutungen Wellerkamps, waren sie auch noch so vorsichtig gewesen, sie hatten seiner Trude gegolten!

Da lief er noch einmal zur Witwe Uhlmann hinauf, fragte, wohin Wellerkamp gereist sei.

„Weiß ich nicht! Aber Sonntag über acht Tage will er zurück sein!“

„Sollte er eher kommen, Frau Uhlmann, lassen Sie es mich gleich wissen!“

Sie versprach es mit großem Wortschwall, den er geduldig anhörte, um die Frau nicht vor den Kopf zu stoßen.

Der Flammentöter hatte sich einen Lodenanzug, einen Ruckack, dicke Stiefel und einen „Gebirgsknüttel“ erstanden, war über Saalfeld, Eichicht nach Leutenberg gefahren, hatte sich dort gestärkt und war dann hinein in ein steiles, waldriches Seitental gewandert. . . . Wo die Sonne nicht hinkam, lag der Schnee noch meterhoch, der zu Tal über Steine springende Gebirgsbach, in dem die Forellen hin- und herschossen, hatte noch Eisränder. Aber in der Luft lag schon der würzige Duft, der den herannahenden Frühling verriet. . . . Seine Lungen weiteten sich, die Brust rechte er heraus, aber der finstere Ausdruck von seinem Gesicht verschwand nicht. . . . Kergertlich hieb er mit dem Stock um sich. . . . Daß er den Ausgleich nicht finden konnte! . . . Bei allem Dufel stand immer neben ihm ein reichlicher Topf voll Pech. . . . Das einmal sah der Reinfall ekelhaft aus, das anderemal noch weniger angenehm. . . . Wie ein junges Pferd kam er sich vor, dem Edelmut durch die Adern pulste, das wegsehen wollte über die Hüden hinausstürmen in die Freiheit und sich dabei einen Balken in den Leib ramte! . . . Und dann war er noch immer, wie ein geprügelter Jagdhund, in eine bescheidene Hölle gekrochen, hatte gekaut und den Kopf hängen lassen, bis ihm die Sonne wieder auf die Nase schien! . . . Dann war das Theater mit gleichem Mißerfolge von vorne wieder losgegangen! . . . Und daß das Gejaule nicht zu ruppig geklungen hatte, — nun, zu was gab es denn Galgenhumor auf der Welt? . . .

Ja, da war er wieder einmal ausgebrochen, stiefelte nun wer weiß wohin, und wie das Erwachen vielleicht schon morgen früh ausfiel, mochte Gott wissen! . . . Ach was, sich wenigstens heute eins gewöhnen und sich gefreut über das, was er rechts und links sah! Dieses Tal hier ließ er sich nicht zum Jammertal machen! Es wäre eine Verflüchtigung gewesen! . . . Den Hut schob er in den Nacken, stemmte die Fäuste in die Seiten und sah sich um. Da stand er nun allein in Gottes Wunderwelt. Um ihn das Rauschen und Brausen des Frühlingssturmes, das Quirlen und Hupfen des Gebirgsbachs zur Seite. Dunkel, drohend sahen die Nadelbäume herab auf ihn, dazwischen tauchte Laubbäume, hier und da auf vorspringenden Felsblöcken weiß-schimmernde Birkenstämme, die schon ein liches, zartes Grün aufgeleckt hatten. Erst vorsichtig hatten sich die Blätter hervorgeschoben, als wollten sie sich wieder in ihre Hüllen zurückziehen, falls Nachfröste noch kommen sollten! . . . Herrgott, war das schön! . . . Hier konnte so ein zerzauster Gesell wie er vielleicht das Gleichgewicht wiederbekommen. Donner auch! Mußte es! . . . In seinem ganzen Leben hatte er immer das Beste gewollt, und wenn es das Schicksal nun einmal darauf abgesehen hatte, ihm immer wieder an die Karre zu fahren, was konnte da ein Menschenkind machen? . . . Die Bahne auseinanderreißen und zur Seite springen! . . . Himmelwetter, ein paarmal hatte er das doch schon getan, und dabei war er immer in eine Pfütze gefallen! . . . Etwa den Stock genommen und zugeschlagen? . . . Er hätte es getan, wenn derjenige, welcher nicht gerade der Krohlow gewesen wäre! Was mußte der ihn auch dem Klausner in die Arme treiben! . . . Da war er ja schon wieder bei der Trude angekommen! Er schüttelte seine Mähne. Ein Windstoß entriß ihm den Hut, wirbelte ihn in den Bach! . . . Er mußte lachen. Ja, so ging's ihm immer, da lag der grüne Bodenflügel eingeklemmt zwischen zwei Steinen, stülpte sich mit Wasser und sank tiefer in die Fent. „O, ausgeknirscht den Deckel,“ brummte er, „ausgeknirscht, wie der ganze Kerl!“ . . . O je, und dann kam auch noch eine dunkelgraue Wolke über die Höhen angefegt, ein feiner Sprühregen nähte ihn durch und durch, mochte er noch so große Schritte machen, um unter ein Dach zu treten. Da kam der Galgenhumor wieder bei ihm zum Durchbruch. „Was der Mensch abhaben soll, kriegt er doch aufgezehrt! Na immerzu! Morgen werd' ich dazu niesen!“ . . . Als er am Abend in einer kleinen Dorfweibe vor Spiegeleiern und Landbrot saß, am warmen Ofen, und sich die Sachen auf dem Leibe trocknen ließ, fand er das Leben wieder einmal wunderschön! . . .

Kreuz und quer hummelte er da oben am Reinstieg herum, auf Sonnenschein folgte Regen und dann wieder Sonnenschein, und als ihn eines Tages ein Gendarm anhielt — die wirre Mähne, die langen Bartstoppeln, der nie gereinigte Anzug und der einzige Kragen hatten ihn zum verdächtigen Stromer gestempelt — lachte er den Hüter des Befehls aus und hielt ihm Zwanzigmarsstücke vors Gesicht.

„Stammen wahrhaftig nicht von einem Einbruch! Ausweisepapiere hab ich nicht, denn ich bin nämlich der Flamentöster!“

„Da müssen Sie doch einen Gewerbeschein haben,“ entgegnete der Gendarm mit Amtsmiene. (Fortsetzung folgt.)

Der Rubin.

Skizze von Hanns Wohlbold.
(Nachdruck verboten.)

Bert van Laer, ein reicher Amsterdamer Kaufmann, wollte in wenigen Tagen heiraten. Mit seiner Braut, der einzigen Tochter des Meeres Jan Koninkl, hatte er verabredet, sie wollten bei einem Antiquarhändler, von dem sie bereits sehr viele Dinge für ihren zukünftigen Haushalt gekauft hatten, noch einiges auswählen, und so holte er sie eines Vormittags in ihrem väterlichen Hause ab. Sie gingen miteinander durch die belebten Straßen, über welchen die helle Sonne schien, und sprachen wie gewöhnlich von der Zukunft, die sie erhofften, und all dem Schönen, das ihnen das Leben bieten sollte. Marie Koninkl, ein schlankes, munteres Mädchen von lebhaftem, selbstlichem Wesen, bestritt wie immer den Hauptteil der Unterhaltung, während Pieter van Laer, ein von Natur sehr ruhiger Mann, ihr zuhörte. Er freute sich, wenn sie plauderte. Heute aber schien es ihr, als sei er noch viel schweigsamer als sonst. Er gab kaum Antwort auf ihre Fragen, und wenn er es doch tat, so war oft gar kein Zusammenhang in seinen Worten. Immer sah er Marie von der Seite an, aber es war nicht so, wie sonst, wo sie nur Liebe und Bewunderung in seinen Augen las. Sein Blick verriet eher Sorge und

Unruhe, so daß sie endlich mitten in der Dämralgracht stehen blieb und ihn etwas unwillig fragte, was denn nun eigentlich sein sonderbares Wesen zu bedeuten habe. Er errödete wie ein Schulknabe, der sich auf einem verbotenen Weg ertappt sieht, und suchte ihren Fragen auszuweichen. Sie aber ließ sich dadurch nicht beirren und drang in ihn, er solle sagen, ob es für sein Schwärmen irgendeinen Grund gebe. Nach einigem Zögern bejahte er ihre Frage. Neugierig wollte sie mehr wissen, sie witterte irgend ein Geheimnis. Aber wie sie ihn auch suchte, er schlug ihre Bitte, sich genauer zu äußern, rundweg ab.

Zuerm überzte sie über sein geheimnisvolles Wesen, dann schmalt sie. Aber auch das vermochte nicht, ihn zum Sprechen zu bewegen. Er bereute nur, daß er so unklug gewesen war, überhaupt eine Andeutung zu machen. Denn er wollte ihr unter keinen Umständen sagen, daß es ein Traum gewesen war, der ihm den sonnigen Tag verdarb, ein Traum, in dem sie selbst eine Rolle spielte.

Ihm träumte, er sei mit ihr in Venedig. Sie trugen beide das Kostüm des Cinquecento, und Menschen und Dinge waren nicht so, wie er sie von wiederholtem Aufenthalt in Italien her kannte, alles trug vielmehr das Gepräge der Vergangenheit. Was sich zwischen ihnen im Laufe des Traumerlebnisses begab, das war ihm entfallen bis zu einem Punkt, an dem er sich mit ihr in einem engen, düstern Gasse, die nicht zu dem Prunk der Kleidung paßte, schweigend fand. Sie hatten eine heftige Auseinandersetzung, auf deren Einzelheiten er sich ebenfalls nicht mehr besinnen konnte, und plötzlich, als er zufällig auf ihre rechte Hand blickte, sah er an Stelle, an der sie sonst ihren Ring trug, einen Blutstropfen. Darüber erschauerte er, und auch sie geriet in heftige Erregung, als sie den Tropfen bemerkte. Sie suchte ihn wegzuschleifen, aber es gelang ihr nicht — und dann mit einem Male erblühte sie und stieß einen Schrei aus, über den er sich entsetzte. Einen Augenblick noch stand sie aufrecht, dann stürzte sie nieder. Er fing sie in seinen Armen auf und küßte ihren Namen — einen fremden Namen, den er nie gehört hatte. Aber sie gab keine Antwort mehr, und er erwachte. Der Traum kam ganz aus perschwommenen Bildern heraus, die im Streit klarer zu werden begannen, bis sie plötzlich, von dem Augenblick an, wo der Blutstropfen an ihrem Finger hing, sich zu tagheller Klarheit verdichteten. Es war kein Traum mehr, es war erlebte Wirklichkeit, die ihn erschütterte und ihn in das Tagelben hinein verlor. Die kleine Auseinandersetzung mit Marie Koninkl war das erste Mißverständnis, seit sie sich kannten, und wirkte auf ihn nach dem Traumerlebnis fast erschreckend. So war er froh, als sie das Geschäft des Händlers erreichten, in das sie eintraten. Sie hatten sich auf diese Stunde gefreut, wie immer, wenn sie gemeinsam etwas für später anschafften, aber nun lag etwas wie ein Schatten über ihnen, ihre Worte waren zögernd und kühl, und schließlich hoberten sie getrennt in den großen Räumen umher, in denen Schmuck und Hausrat aus vielen Jahrhunderten bunt gehäuft war. Pieter van Laer musterte eben einen Schrank mit alten Waffen, und den sich Mühsungen und Fahnen gruppierten, als Mariens Stimme ihn rief. Das Mädchen war nicht weit, nur einige Schritte von ihm entfernt, sie hatte Schmuckstücke angesehen, die der Händler, ein Freund ihres Vaters, vor ihr auf dem Glasdeckel eines Schrankens ausbreitete. Van Laer hörte sofort am Ton der Stimme, daß sie den kleinen Brüst vergessen und wieder so war wie immer. Freudig eilte er zu ihr, und sie rief ihm entgegen:

„Nun mußt du mir zur Strafe etwas schenken,“ und lachend wandte sie sich an den alten Mann, der neben ihr stand und sagte: „Wir haben uns gezaunt, denken Sie, Myhrer Beeren, zum erstenmal gezaunt. Sieh her, du Böser, um was ich dich bitte.“

Stachelnd, noch den Ausdruck eines schmerzhaften Schmollens auf den trüben Lippen, wandte sie sich gegen Pieter van Laer und streckte ihm die Hand entgegen. Er wollte ihr erwidern, aber das Wort erstarb ihm. Am Ringfinger ihrer Rechten leuchtete ein großer Rubin.

„Fräulein Koninkl weiß die Dinge nach ihrem Wert zu schätzen,“ lachte der alte Beeren behaglich, „der Ring ist eines der schönsten Stücke, die ich besitze.“

Van Laer sah das Schmuckstück an wie erstarrt. Ein schmaler Goldreif, seine Fäden, die man kaum sah, bildeten den eigentlichen Ring, der oben in eine Platte zusammensief, in der der Rubin besetzt war. Dunkelrot leuchtend, wie ein Tropfen Blutes, lag er auf dem weißen Finger.

„Du schenkst ihm mir?“ bat sie schmeichelnd.

„Ich bitte dich, wähle sonst etwas, was du willst, nur nicht diesen Ring.“

Erstaunt hob sie die Brauen, sie verstand ihn nicht.

„Aber er gefällt mir so sehr und du hörst, Myhrer Beeren. . .“

„Daß ihn,“ fiel er ihr rauh ins Wort, „bei deiner Liebe zu mir, bitte ich dich, nimm diesen Ring nicht.“

Sie küßelte gekränkt die Lippen und erwiderte ihm in etwas schärferem Ton. Nie hatte sie zuvor gewünscht, daß Pieter van Laer Namen hatte. Jeden Wunsch las er ihr von den Augen. Heute war er zum zweitenmal ganz anders als sonst.

„Ich möchte diesen Ring,“ sagte sie hartnäckig. „Ich verstehe nicht, weshalb du so sonderbar zu mir bist.“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und der Händler versuchte mit einem Scherzwort über die Sache wegzugehen, aber sie war nicht willens, nachzugeben.

Von Daer stand ratlos und schalt sich selbst einen Narren. Er hatte keinen Grund, ihr die Bitte abzuschlagen, keinen Grund, außer seinem Traum. Wer was war ein Traum?

Sollte er sich vor ihr und dem Alten lächerlich machen, indem er jetzt erzählte, was er gesehen hatte?

„Ich werde dir später meine Gründe nennen,“ sprach er begütigend.

„Aber warum nicht jetzt?“ beharrte sie, „was für Gründe kann es geben, daß ich gerade diesen Ring nicht tragen soll?“

Er zuckte die Achseln und schwieg. War es nicht Torheit, daß er sich deshalb mit ihr entzweite? „Nimm ihn,“ wollte er sagen, aber die Kneble war ihm wie zugeschnitten. Er sah nur immer den blutroten Tropfen auf der weißen Hand. Sein Traum stand ihm mit erschreckender Lebendigkeit vor Augen, und als sie heftiger in ihn drang, suchte er aufs neue, sie von dem Gedanken abzubringen. Ihr war es längst nicht mehr eigentlich um den Ring zu tun. Sie vermutete verborgene Hintergründe und wollte Willen gegen Willen setzen. Ihre Worte wurden heftiger. Er ward schwankend, aber mit einer ruhigen Hartnäckigkeit besand er doch immer wieder auf seinem Standpunkt.

Vergerlich gab sie endlich nach.

„Nun gut,“ sagte sie, „wenn du darauf bestehst, so möge es sein. Ich habe jede Freude an dem Ring längst verloren.“

Er atmete auf, wie von einer Last befreit. Sobald sie draußen waren, sollte sie alles wissen. Sie würde ihn auslachen, aber ihm verzeihen.

Mit einer raschen, ärgerlichen Bewegung riß sie den Ring vom Finger, aber im gleichen Augenblick stieß sie einen Schrei aus.

„Was ist?“ fragte er erschrocken.

„Ich habe mich gerissen. Es ist etwas Spitzes in dem Ring.“

Von ihrem Finger lief das Blut.

„Es schmerzt sehr,“ sagte sie, „ich weiß nicht, was das ist.“

Mit beiden Händen ergriff er sitzend ihre Rechte. Der Juwelier erblickte plötzlich. Sie sah es und erschauerte.

„Sagen Sie,“ stieß sie hervor, „hat man nicht früher Ringe vergiftet?“

„Nunherr Vereen wollte etwas antworten, aber er kam nicht dazu. Marie Königl wurde nachschießlich, der Rubin rollte über den Boden, und von Daer hatte eben noch Zeit, seine Braut in den Armen aufzufangen, als sie bewußtlos niederfiel.“

Wechselbau im Gemüsegarten.

Viele Anfänger im Gartenbau klagen oft über Mißerfolge; während im Nachbargarten alles schön steht und gut gerät, verkümmern hier die Pflanzen und gedeihen nicht recht. Die Hauptursache dieser Erscheinung liegt darin, daß in vielen Hausgärten dieselben Gemüse oft jahrelang auf demselben Boden angepflanzt werden. Meistens wird ohne Rücksicht auf die Gemüsearten der Garten gleichmäßig gedüngt, umgegraben und dann planlos alles durcheinander gepflanzt. Und hieraus erklären sich die vielen Mißerfolge; die Pflanzen gedeihen nicht recht, und es stellen sich allerlei Krankheiten ein; der Boden ist des betreffenden Gewächses müde. Es lassen sich eben die gleichen Gemüsearten nicht mehrere Jahre hintereinander auf demselben Beete mit Erfolg ziehen, vielmehr ist ein Wechsel nötig, wie ja auch der Landwirt in seinem Betriebe einen den Verhältnissen angepaßten Fruchtwechselbau zu seinem Nutzen und Vorteil seit langem befolgt. In den Kriegsjahren sind besonders in den Umgebungen der Städte viele Gärten neu angelegt und viele Acker in Gartenland umgewandelt worden, und die Anfänger im Gartenbau erzielen trotz aller Arbeit und Mühe keinen rechten Erfolg, weil sie die Grundfälle einer richtigen Wechselwirtschaft nicht kennen und häufig falsch düngen. Jede Pflanze bedarf zu ihrer Ernährung, zu ihrem Wachstum und Gedeihen gewisser Stoffe, die dem Boden durch den Dünger zugeführt werden müssen. Wo die erforderlichen Nährstoffe fehlen, müssen die Pflanzen verkümmern, und der Erfolg bleibt aus. — Anspruchsvolle Gemüsearten verlangen eine frische, kräftige Düngung, während andere in diesem Ueberfluß müratzen und geradezu ersticken; andere geraten in nicht frisch gedüngtem Land am besten, und wieder andere liefern gute Erträge nur in magerem Boden. Nach diesen individuellen Nährstoffbedürfnissen der einzelnen Pflanzen muß sich daher der Gärtner bei der Bestellung der einzelnen Beete und in der Abwechslung mit den verschiedenartigen Gewächsen des Gartens richten. Auf die im Herbst tüchtig gedüngten und gut bearbeiteten Felder pflanzt man am zweckmäßigsten im Frühjahr Blumenkohl, Wirsing, Weißkraut und Rotkraut, Spinnat, Gurken und Salat, während auf die nur mit Kompostdünger vorbereiteten Beete Wurzel- und Knollengewächse, wie Karotten, Rettiche, rote Rüben, Zwiebeln, Radieschen kommen. Anspruchsvoller in bezug auf den Düng sind Erbsen, Bohnen und Kartoffeln, deren Beete erst im Frühjahr durch Umspäten zum Anbau vorbereitet werden. Der Entwicklung der Hülsenfrüchte ist eine Kalkdüngung recht zweckdienlich. Für die unentbehrlichen Nicken- und Geißelkräuter eignen sich am besten die inneren Rabatten zu beiden Seiten des Wege. Bei einer solchen Einteilung und Behandlung der Beete wird man stets Erfolg im Gemüsebau haben; auch ist es dabei mög-

lich, daß die einzelnen Quartiere den ganzen Sommer hindurch niemals leer stehen, sondern immer in stetem Wechsel nach der Ueberreife der einen mit einer anderen Gemüseart von neuem bepflanzt werden können. So pflanzt man z. B. mit Erfolg nach Karotten Sommerrettich, nach Radieschen Kopfsalat und nach dem Salat Speiserüben. Der Anfänger tut immer gut, sich bei einem erfahrenen praktischen Nachbar oder bei einem Gärtner Rat zu holen und nicht erst lange Versuche und Proben zu machen.

Büchertisch.

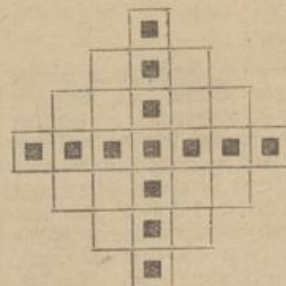
— Melanie Ebhardt: Unsterblichkeit. Gedichte. — Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. — Preis 2 Mark. — Wie dem ersten in gleichen Verlage erschienenen Gedichtbande Melanie Ebhardts, gibt ein tiefer Ernst auch der neuen Sammlung „Unsterblichkeit“ das charakteristische Gepräge. Aber die Dichterin ist seit ihrem ersten Bande an Kraft und Lebenswillen ganz bedeutend gewachsen. — Die dichterische Form ergibt sich überall, vom Inhalt bedingt, mit vollkommener Sicherheit von selbst. Für die Behandlung des Reims ist es charakteristisch, daß überall, wo die zweite und vierte Zeile reimen, auch die erste und dritte den Schluß des Reimes tragen. Die Sammlung ist wieder reich an Sonnetten, die das angeborene Formgefühl der Dichterin auch diesmal wieder beweisen.

— Luise Westlich, Das Licht im Sumpf. Roman. (260 S.) 8°. Verlag Philipp Neumann jun., Leipzig. Preis geb. 5 M. — In diesem kraftvollen Heimatroman führt Luise Westlich in das düstere, schweigende Moorland, das östlich der unteren Weser sich wie ein vergessener Rest aus verlorener Vorzeit ins Heute hineindrängt, das sagenumwobene Teufelsmoor, dem ein ernstes und trotziges Bärenwoll durch beharrliche Arbeit und zähen Kampf seine Wälder und Acker entreißen muß. Wie ein ergreifendes Wirklichkeitsdrama zieht die Geschichte am Leser vorüber, fesselnd nicht bloß durch den äußeren Vorgang, sondern vor allem durch die nicht alltägliche Kunst der Erzählerin, Einzelwesen zur Gemeingültigkeit hinaufzuheben und das Verhängnis, das über den Köpfen der handelnden Gestalten schwebt, ganz wie von selbst aus deren Gesinnungen, Taten und Leidenschaften hervorzudringen zu lassen.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochen-schrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 27: Der Fluß der Wahrheit, von Germanicus; Von der tierischen Grundlage, von Gustav Landauer; Gotthar Perjus, von Johannes Fischart; Zu diesem Krieg, von Christian Morgenstern; Judith, von Alfred Polgar; Was wäre, wenn...?, von Peter Panter; Wünsche, von Theobald Tiger; Bank-Pareira, von Alfons Goldschmidt; Antworten.

— Der Völkerring. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. S. Daer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 169 und 170, Preis je 40 Pfennig. — Die irische Frage ist plötzlich wieder unter den Tagesfragen aufgetaucht. Es ist nicht leicht, sich darüber, in welcher Weise und in welchem Maße die irischen Verhältnisse für den Weltkrieg Bedeutung gewinnen können, ein einigermaßen zuverlässiges Urteil zu bilden. Nur allzugern werden derartige Fragen bei uns unter dem Gesichtswinkel gesehen, bei dem der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Zufällig bringt uns nun das neu erschienene Heft 169 des „Völkerring“ bei der Darstellung des irischen Osteraufstandes von 1916 auch das Wichtigste über die irische Frage. Eine besonders anregende, in mancher Hinsicht reizvolle Arbeit bietet sodann das soeben herausgekommene Heft 170, das man als „Schweizer Heft“ bezeichnen könnte. Es ist eine kleine Geschichte der Schweiz im Weltkrieg. Die Auswirkungen des großen Weltbrandes leuchten dabei scharf hinein bis in die vertrautesten Winkel und Ecken der kleinen Friedensinsel.

Diamanträsel.



In die Felder dieser Figur sind die Buchstaben A A A A, B, E E E E, F F F F, G G, H, I, I, N, O, R R R, S, U berart einzutragen, daß die mittlere senkrechte Reihe gleichlautend mit der mittelsten wagerechten ist und die wagerechten Reihen folgende Bedeutung haben: 1. Konsonant; 2. Form des Wassers; 3. Adelsstitel; 4. Tier in Afrika; 5. Getreideart; 6. Fluß und Gouvernementsstadt in Ostrußland; 7. Vokal.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Luchsrätsels in voriger Nummer:

Wiege, Fell, Stern, Welle, Ring, Bein, Leder, Haus, Käfer, Post, Schwanz, Wille, Horn, Band, Sig, Stiel, Hund, Arm, Simer, Kneble, Drei, Wein, Rot, Herz, Kanne.

Wer Wind sät, wird Sturm ernten.